

## Die Rückkehr nach Litauen 1946<sup>1</sup>

Jurgis Mališauskas

An einem Herbsttag 1946 erreichte uns auf dem Gutshof Kleist die Nachricht, dass alle Balten gemäß einem bestimmten Erlass in die Heimatländer zurückkehren müssen. Diese Nachricht nahmen wir ohne Begeisterung auf, denn wir wussten nicht, was uns in der Heimat erwartete. Zwar durften wir schon Briefe schreiben, doch man munkelte, dass der Briefinhalt kontrolliert werde.

Der in der vorherigen Folge meines Berichtes erwähnte Georgier hatte einen Brief von einem uns beiden bekannten Esten erhalten, der mit seiner Frau vor etwa einem halben Jahr nach Estland entlassen wurde. Der Este schrieb, dass die Rückreise gut verlaufen sei, aber unterwegs hätte er seine Stiefel verloren. Diese Worte deutete der Georgier so, dass ihm die Stiefel entweder von den Grenzsoldaten entwendet oder von irgendjemandem geklaut worden waren. Auch Litauer, die sich mit ihren Familien 1944 nach Deutschland abgesetzt hatten, aber von der Roten Armee eingeholt und für den Dienst in der Sowjetarmee mobilisiert wurden, berichteten uns über Litauen, als sie nach ihrer Entlassung aus der sowjetischen Armee wieder nach Pommern kamen, um die hier gebliebenen Familien nach Hause mitzunehmen. Über den Partisanenkrieg in Litauen erzählte uns auch eine junge Litauerin, die einen Polen aus dem Wilnagebiet geheiratet hatte und dadurch nach Polen umsiedeln durfte. Sie wohnte mir ihrem Mann in der Nähe von Köslin und unterhielt sich gerne mit uns Litauern im Landwirtschaftszentrum der sowjetischen Militärs. Außerdem verbreitete einer der Polen das Gerücht, dass litauische Partisanen auch in den pommerschen Wäldern vorkämen. Dabei hat er offensichtlich die Wälder in Pommern mit den Wäldern im Suwalkigebiet verwechselt, wo sich tatsächlich aus verschiedenen Gründen gelegentlich litauische Partisanen aufhielten. Der Gerüchteerzähler bedachte wohl nicht, dass die in Reih und Glied aufgeforsteten und ständig von Sträuchern freigehaltenen deutschen Wälder für einen Partisanenkrieg nicht taugen.

Auch ich schrieb einige Briefe nach Litauen an meine Verwandten. Aus ihren Antworten entnahm ich, dass ich bei meiner Rückkehr nicht als Vaterlandsverräter betrachtet würde, denn bei meiner Flucht aus Litauen war ich noch nicht volljährig. Deshalb bereitete ich mich mit allen anderen auf die Rückreise vor. Alle in Köslin lebenden Litauer wurden zum Bahnhof gebracht. Das ging ganz

---

<sup>1</sup> Abschluss von „Als Schanzarbeiter in Deutschland 1944-1945“ und „In Pommern unter sowjetischer und polnischer Verwaltung 1945-1946“. In: Annaberger Annalen 18/2010 und 19/2011.

schnell. Ich schaffte es nicht, mich von meinem geliebten Mädchen Anita Bolz zu verabschieden. Ich war sehr besorgt, denn wer sollte sie vor den Unholden beschützen? Auf dem Bahnhof stellten wir fest, dass nicht nur die Balten, sondern auch die zahlreichen sowjetischen Bürger zurück transportiert wurden.

Noch auf dem Bahnhof von Köslin erlebten wir die ersten Reiseunstimmigkeiten: die uns begleitenden sowjetischen Offiziere mussten lange mit den neuen Herren im Lande, den Polen, verhandeln. Man kann nicht behaupten, dass die polnischen Beamten uns sowjetischen Bürgern helfen wollten. Sie wollten uns loswerden, das war klar, jedoch keinesfalls eine angenehme Reise vermitteln. Schließlich wurden wir zu irgendwelchen Transportwaggons geführt, in die möglichst viele Reisende reingestopft wurden, so dass kein Platz zum Liegen blieb. Man konnte nur sitzen. Ein Teil der Russen - und vielleicht auch andere – freuten sich auf die Rückfahrt, obwohl sie wussten, dass sie im Osten weder Lebensmittel noch Kleider und Unterkunft wie hier bekommen würden. Allerdings hatten auch die übrigen Sowjetbürger das Warten satt. Deshalb staunte niemand, als ein junger, schlanker Akkordeonspieler, der neben seiner wirklichen oder vermeintlichen Frau saß, eine russische Melodie in einem Waggon anstimmte. Dieser Spaß kam ihn teuer zu stehen: Plötzlich tauchte ein sowjetischer Hauptmann auf und bugsierte den Akkordeonspieler aus dem Waggon heraus, ergriff ihn mit der linken Hand an den Aufschlägen seiner Jacke und fing an, ihn mit der rechten Faust zu bearbeiten. Der Akkordeonspieler leistete keine Gegenwehr. Von den Zuschauern erfuhr ich, dass der Hauptmann den Musiker des Diebstahls seines Fahrrads beschuldigte. Das Fahrrad befand sich jedoch nicht im Waggon und somit war auch die Abrechnung hier völlig sinnlos. Woher der Hauptmann sein Fahrrad in Pommern bekommen hatte, fragte wohl niemand. Die Freundin oder Frau des Akkordeonspielers stand neben dem Verprügelten und nahm das als gegeben hin, denn sie wusste, dass ihr Geliebter schuldig war.

Einer der sowjetischen Soldaten begann die Reisenden zu registrieren: Name, Vorname, Vatersname usw. Aber er schaffte bei mir nicht, alle meine Angaben aufzuschreiben, denn in diesem Moment wurde er von seinem Vorgesetzten gerufen. Dieser Umstand bereitete mir später an der Grenze einige Probleme.

Eine genaue Fahrtroute von Köslin nach Vilnius kann ich nicht wiedergeben. Ich weiß nur, dass wir durch Stargard, Posen, Kalisch, Warschau und Grodno fuhren und dass wir ab Grodno einen Personenzug benutzten. Somit fuhren wir von Köslin nicht direkt nach Osten, wie vermutet, sondern nach Südwest. Warum wir einen solchen Bogen machten, weiß ich nicht. Vielleicht wollte man auf der Fahrt möglichst viele Rückkehrer mitnehmen. An unserem Zug wurden

bei jedem Halt neue Waggon mit mehreren Hunderten Menschen angehängt. Den Zug leitete ein energischer Hauptmann in einer schmunzenden Grenzeruniform und mit einem kurzen schwarzen Schnurrbart, vermutlich ein Georgier. In unserem Waggon befanden sich etliche Frauen und einige ältere Männer. Deshalb verpflichtete das Kollektiv mich und andere Gleichaltrige zum Brotholen, wenn der Zug für längere Zeit in einem Bahnhof anhielt. Die Militärs versorgten uns mit Brot und anderen Lebensmitteln. Nachts fuhr der Zug nicht und viele Männer schliefen in ihren Kleidern und Decken neben den Waggon, weil in den Waggon – wie berichtet - nicht alle Platz finden konnten.

Der Zug fuhr gemächlich und stand jeweils lange Zeit auf den Bahnhöfen, wobei er immer wieder andere Züge vorbeiließ, auch wenn der ganze Zugverkehr sehr gering war. Nur selten kam uns ein Zug entgegen und noch seltener überholte uns einer. In einem großen Verladebahnhof bemerkte ich einen Pulk von Spatzen, die schwarz von Kohlenstaub waren. Hier standen zahlreiche Waggon, beladen mit Steinkohle. Wir sahen genau so verschmutzt wie die Spaten aus, denn das Wasser, das wir auf den Bahnhöfen bekamen, reichte gerade zum Trinken aus. Das allerdings war mir nicht neu, denn auch bei den Schanzarbeiten konnten wir uns weder Duschen noch Baden. Wegen den vielen Steinkohlewaggon hier in der Gegend befanden wir uns offenbar irgendwo in Schlesien.

Die erste Reisewoche war warm und angenehm. Hinter Posen erblickten wir die ersten Hügel mit Bäumen im herbstlichen Laub. In einer Siedlung erblickten wir Männer in Arbeiterkleidung, die mit Hochspannungskabeln, die auf der Erde lagen, beschäftigt waren. Solche heruntergefallenen Kabel sahen wir öfters in den ehemals deutschen Gebieten, denn die Rotarmisten machten sich einen Spaß daraus, auf die Isolatoren aus Porzellan oben auf den Hochspannungsmasten zu schießen, bis die Kabel auf die Erde fielen. Die Soldaten haben sicherlich dabei nicht gedacht, dass ihr Spaß den polnischen Verbündeten so viel Arbeit bereiten würde. Auch ich stieg aus dem Waggon aus und wollte mir die Szene näher anschauen. Die Männer bei der Gruppe erzählten uns, dass die etwa zwanzig Männer in der blauen Arbeiterkleidung Deutsche unter der Leitung eines Polen waren. Mit Erstaunen sahen wir, wie die deutschen Elektriker an die Hochspannungsmasten Leitern anstellten, sie an den Masten befestigten und einer von ihnen immer höher stieg. Offenbar hatte man diese Deutsche noch nicht hinter die Oder geschickt.

Aber es gab auch tieftraurige Bilder. Wir hielten an einem Bahnhof an, neben dem ein riesiger Haufen Zuckerrüben lagerte. Daneben stand ein Wächter mit

einem Gewehr, der vermutlich die Zuckerrüben vor einheimischen Dieben schützen sollte. Auf dem zweiten Gleis kam uns ein Zug mit Viehwaggons, vollgeladen mit deutschen Kriegsgefangenen, entgegen. Die Gefangenen bildeten eine riesige graue Masse, alle kahl geschoren, die Gesichter und Hemden grau, alle ganz ausgemergelt. Sobald sie den Haufen Zuckerrüben erblickten, sprangen sie aus den Waggons, rannten zu den Rüben und fingen an, sie gleich an Ort und Stelle zu vertilgen. Der polnische Wächter schaute eine Weile zu und sagte nichts, doch dann ging er zur Seite und holte eine Gruppe von etwa zehnjährigen Kindern, sagte ihnen etwas und die Kinder fingen an, die Gefangenen mit Steinen zu bewerfen. Manche Steine trafen die Gefangenen, doch diese reagierten nicht, denn die Steine waren ja nicht groß. Die Gefangenen kehrten schließlich in die Waggons zurück, aber nicht wegen dem Angriff der Kinder, sondern weil der Zug sich wieder in Bewegung setzte und nach Westen fuhr. Im Zug sah man keine Bewachung. Diese war auch nicht nötig, denn wohin sollten die Gefangenen fliehen, wenn man im Feindesland in Richtung Heimat fuhr.

Ein anderes erschütterndes Ereignis geschah unterwegs. In einem Waggon gebar eine Russin ein Kind, das aber bald starb. Der Zug hielt jedoch nicht extra für eine Beerdigung an. Vielleicht hat man das Kind später irgendwo an einem Bahnhof vergraben. Der Zugkommandant ging durch die offenen Waggons und verkündete, dass wir auf unsere Gesundheit achten sollten, denn für eine Beerdigung würde der Zug nicht angehalten werden. Sein schwarzer Humor brachte hier niemanden in Rage.

Unweit von Warschau wurde es kälter. Ich konnte nun nicht mehr neben dem Waggon auf der Erde schlafen. Wir drängten uns im Innern des Waggons zusammen. Sobald der Zug auf den kleineren Bahnhöfen anhielt, kamen Frauen zu den Waggons und riefen „Kawa gorąca“ (Heißer Kaffee). Den Kaffee hatten sie in Milchkannen, die sie mit Decken umwickelt gegen ihre Brust drückten. Doch mir gelang es nie, Kaffee von ihnen zu kaufen. Sobald ich mich ihnen näherte, zogen sie sich zurück und gingen weg. Schließlich begriff ich, dass sie das wegen meiner Kleidung taten. Ich trug einen Wehrmachtmantel ohne Abzeichen und eine Hitlerjugendmütze, ebenfalls ohne Abzeichen. Ich war aus meinen Kleidern, mit denen ich 1944 nach Deutschland kam, schon längst herausgewachsen. An manchen Bahnhöfen hielten sich auch Verkäufer anderer Art auf, die Schnaps verkauften. Mir kam es vor, als ob die Verkäufer für den Schnaps Sachgegenstände verlangten, die die Rückkehrer in Deutschland an sich genommen oder gefunden hatten. Einer von unseren Litauern, der gerne trank, vertrank bis zur sowjetischen Grenze alles, was er bei sich hatte und sogar seine Jacke. Aber das war eine Ausnahme, denn normalerweise gaben

die Rückkehrer nichts ab, denn sie vertrauten den Worten der Soldaten, dass wir dort, wohin wir fuhren, nichts finden würden.

In einer der Überprüfungsstellen der Rückkehrer sah ich eine Frau, die ganz laut weinte. Sie besaß keine ärztliche Untersuchungsbescheinigung, dass sie nicht geschlechtskrank sei. Und ohne diesen Nachweis konnte man nicht in die Sowjetunion einreisen. Neben ihr standen mehrere traurig blickende Mädchen, aber ich habe sie nicht gefragt, ob auch sie die Grenze nicht passieren durften oder nur gemeinsam mit der Freundin trauerten.

Nach der Überquerung der polnisch-sowjetischen Grenze bei Grodno wurde ich zum Problemfall, weil in der Liste der Rückkehrer mein Name fehlte. Mir fiel der Soldat in Köslin ein, der während des Aufschreibens meiner Angaben vom Vorgesetzten geholt wurde. Aber vielleicht fand auch noch eine Registrierung statt, als ich nicht im Waggon war. Schließlich gab es insgesamt drei nichtregistrierte Personen im Zug: ich, ein russisch sprechender älterer Mann und eine Frau im mittleren Alter. Wir wurden in ein Büro der Grenzbeamten geführt, in dem sich ein Feldwebel und einige Soldaten aufhielten. Alle trugen saubere und sorgfältig hergerichtete Grenzbeamtenuniformen, alle waren gut gewachsen und wohlgebaut. Sie sprachen in einem höflichen Ton. Sie hatten nur eine hässliche Angewohnheit: sie rauchten viel im Zimmer und warfen die Kippen einfach auf den Fußboden. Einen Aschenbecher gab es hier nicht. Es war ein irritierender Kontrast zwischen den schönen Uniformen und Gesichtern auf der einen Seite und deren Benehmen auf der anderen Seite. Einer der Grenzer sollte unsere persönlichen Angaben aufnehmen. Wir drei wurden zur gleichen Zeit befragt. Was der Mann neben mir sagte, weiß ich nicht mehr. Mich schockierte die Frau, denn sie sagte, dass sie Stalina heißt, und begann ihre Lebensumstände zu erzählen. An Einzelheiten erinnere ich mich nicht mehr, aber im Gedächtnis blieb bei mir hängen, das nach dem Krieg ihr Väterchen Stalin beschlossen hätte, alle seine Kinder zu sich zu holen. Der Grenzbeamte hörte sich das ruhig an und einer von denen fragte sie, warum sie nicht nach dem richtigen Namen von Stalin Dschugaschwili heißt. Ich weiß nicht mehr, was sie geantwortet hatte, denn sie sprach sehr schnell und ich verstand nicht alles. Ich glaube, sie besaß keine Papiere. Ich war für die Grenzbeamten dagegen kein Problem. Sie schrieben meinen Namen und andere Angaben auf und befahlen mir zu warten. Sobald alles erledigt war, wurden wir in ein anderes Zimmer geführt, wo wir übernachten sollten. Im Raum gab es nur drei Tische und sonst keine Möbel. So dienten sie für uns auch als Betten. Wir breiteten auf den Tischen alles aus, was wir in den Rucksäcken und Taschen hatten, und schliefen auf den Tischen. Am nächsten Morgen sah ich, wie eine ältere Frau

im Arbeitszimmer der Grenzer einen großen Haufen von Kippen zusammenfegte, denn die Grenzbeamten hatten offenbar die ganze Nacht durchgeraucht.

Am nächsten Tag wurde ich in eine große Baracke geführt, wo ich alle meine Reisebegleiter wieder vorfand. Hier waren etliche hunderte Repatrianten untergebracht. Zum Schlafen standen breite zweigeschossige Holzregale entlang den Wänden zur Verfügung. Ich erfuhr, dass wir uns im Sammel- und Überprüfungslager von Grodno befanden. Über das Essen in der Baracke beklagten wir uns nicht, denn wir wussten schon, dass in der Sowjetunion die Lebensmittel nur auf Lebensmittelkarten ausgegeben wurden. Wir wurden nicht zur Arbeit herangezogen, daher hatten wir Zeit, unsere Kleider und Schuhe auszubessern, denn wir wussten, dass es alles das, was wir noch hinter der Weichsel bekommen hatten, hier nicht mehr geben wird. Wir konnten uns im Lager frei bewegen und suchten Landsleute auf. Man spielte Domino, Dame oder mit Karten. Die Lagerverwaltung war uns wohlgesonnen und organisierte für uns sogar ein Konzert mit einem kleinen Blasorchester. Ich war erstaunt, zwischen russischen Melodien auch eine Melodie aus dem amerikanischen Vorkriegsfilm „Rose Mary“ zu hören. Damit haben wir uns quasi vom Westen verabschiedet.

Eines Tages wurde das ruhige Leben in der Baracke von einem Schrei auf Russisch gestört: „Zigeuner! Haltet den Dieb“. Alle Männer sprangen auf. Ich sah, wie ein Zigeuner in einem bunten Pullover zu den Betten stürzte und sich flink unter die Regale verkroch. Zum Herausziehen des Zigeuners hätte man eine 3-4 Meter lange Stange gebraucht. Die Männer gingen unverrichteter Dinge auseinander, denn man wusste, dass er dort nichts Schlimmes anstellen kann. Aber keiner konnte sagen, wie er auf das Lagerterritorium gelangt war. Vielleicht kam er wie wir alle mit einer Gruppe aus dem Westen hierher.

Einige Tage später sah ich eine Gruppe von Russen, die sich mit sorgenvollen Gesichtern miteinander unterhielten. Sie hatten gerade erfahren, dass sie nicht nach Hause, sondern weiter nach Norden zu Holzarbeiten verschickt würden. Uns allen taten sie leid, denn wir hatten uns alle auf der Reise angefreundet. Einer von ihnen, ein etwa vierzigjähriger Mann, bat mich, ihm meinen Wehrmachtmantel, der mit Pelz gefüttert war, zu verkaufen. Ich verkaufte ihn ihm für wenig Geld.

Diese traurige Episode möchte ich mit einem heiteren Erlebnis schließen. Bei meiner Arbeit als Wächter bei Köslin hatte ich zwei russische Brüder aus Lettland, etwa 30-35 Jahr alt, kennengelernt. Offiziell übten sie als Wächter dieselben Aufgaben wie ich aus, aber sie freundeten sich mit solchen Rotarmisten an, die auch noch nach dem Ende des Krieges auf Raubzüge aus waren. Die Brüder sahen in ihren Soldatenhosen und guten Stiefel wie echte Soldaten aus. Der

Jüngere von ihnen trug stets einen Revolver in seiner rechten Hosentasche und versteckte ihn auch vor den Soldaten und Zivilisten nicht. Als sich die Repatrianten in Köslin in die Listen eintrugen, haben sich die Brüder, wohl aus Stolz wegen ihrer Zugehörigkeit zum großen Brudervolk, als Russen ausgegeben, obwohl ihre Frauen echte Lettinnen waren. Aber nachdem hier im Lager das Gerücht aufkam, dass die Russen im Unterschied zu den Balten zu Holzarbeiten im Norden transportiert würden, kriegten es die Brüder mit der Angst zu tun. Jetzt wollten sie zu Letten werden. Sie gingen mit dieser Sorge zum Lagerkommandanten. Dieser machte sie zu den gewünschten Letten und das Ganze kostete sie eine goldene Uhr (oder zwei?).

Nach etwa einer Woche im Lager erhielt ich eine Bescheinigung, die ich beim Milizposten in meinem Heimatort abgeben sollte. Ich wurde mit einer Gruppe Esten zum Bahnhof Grodno gebracht. Beim Warten auf den Zug sprach ich auf dem Bahnsteig mit einem Litauer aus Südlitauen. Er erzählte mir, dass in seiner Heimat keine Nacht vergehe, in der nicht mindestens ein Mensch erschossen würde. Ich glaubte ihm, denn ich hatte schon viele solche Aussagen gehört.

Angekommen in meinem Heimatort Telšiai zeigte ich bei der Milizdienststelle die Bescheinigung aus dem Sammellager. Ein Milizoffizier schrieb irgendetwas auf Russisch auf der rechten Ecke des Papiers auf und schickte mich zu einer Dienststelle des Innenministeriums in einem anderen Haus. Ein Offizier dieser Dienststelle befragte mich, wo und wann ich in Deutschland gearbeitet hatte, wer meine Verwandten seien, wer meine biographischen Daten bestätigen könnte und schrieb sich das alles auf. Das Papier mit meinen Aussagen unterschrieb ich. Auf die Bescheinigung des Sammellagers schrieb der Offizier, dass man mir einen Pass für sechs Monate ausstellen sollte. Beim Herausgehen aus dem Zimmer traf ich im Flur auf einen alten Mann in Bauernkleidung. Dieser bat untertänigst den Offizier um eine Genehmigung für einen Pass. Der Offizier sagte ihm, er könne die Genehmigung bekommen, wenn er mitteilte, wo sich sein Sohn befände. Der Alte beteuerte, dass er nicht wüsste, wo sich sein Sohn aufhält. Vielleicht gehörte dieser zu den Toten, von denen mir der Litauer aus Südlitauen erzählt hatte.

Den Pass zu bekommen war nicht einfach. Ich kam in meinem Vaterhaus am Rande der Stadt Telšiai unter. Als Hausherr fungierte hier jetzt mein früherer Nachbar, dessen ca. 40 ha großer Hof gerade enteignet worden war. Ich habe nicht nachgefragt, warum die Enteignung vorgenommen wurde. Ich wusste ja, dass sein älterer Sohn vor dem Krieg bei der Polizei war, sich während des Krieges einer litauischen militärischen Hilfseinheit anschloss und 1944 in Wehrmachtsuniform gegen die Sowjets kämpfte. Die neuen Besitzer unseres

Hofes waren gute Menschen und ließen mich hier vorübergehend wohnen. Sie warnten mich, dass es sehr schwierig sei, einen Pass zu bekommen. Wenn man ihn schnell bekommen möchte, müsse man dem Leiter der Passstelle zwischen fünf und zehn goldene Rubel aus der Zarenzeit zustecken. Diese besaß ich nicht und beschloss daher, mich in die Warteschlange zu stellen. Kurz vor der Öffnung kam ich bei der Milizstelle an. Zu meinem Erstaunen war die Tür schon geöffnet und im Zimmer standen schon mehrere Dutzende Menschen. Ich stellte mich hinter ihnen an. Die Passstelle arbeitete fünf oder sechs Stunden lang, doch ich kam an diesem Tag nicht an die Beamten heran. Daher beschloss ich, am nächsten Tag noch im Morgengrauen, mindestens zwei Stunden vor dem Öffnen, zu kommen. Als ich ankam, hörte ich Lärm im Innern. Ich staunte wieder, dass die Tür nicht verschlossen war. Drinnen tanzten Frauen, um sich aufzuwärmen. Da etliche Frauen Holzpantinen trugen, hörte man den Lärm schon außerhalb des Raumes. Nachdem ich gefragt hatte, wer der letzte sei, stellte ich mich wieder in die Reihe. Die Männer rauchten Machorka, den selbst hergestellten Tabak. In den Gesichtern der Wartenden stand kein Unwille oder Wut über das lange Warten. Sie waren deswegen gar nicht böse. Schließlich hatte hier niemand vor, sie nach Sibirien zu verbannen oder ins Gefängnis zu stecken. Im Gegenteil. Zusammen mit der Genehmigung, in der Stadt zu wohnen, bekamen sie hier sogar Lebensmittelkarten.

Meinen Pass kriegte ich auch an diesem Tag nicht. Ich machte mir Sorgen und wusste nicht, wie ich dieses Problem lösen könnte. Denn ohne Pass bekam ich keine Lebensmittelkarte und keine Arbeitsstelle. Ich beschloss, wieder die Dienststelle des Innerministeriums aufzusuchen. Ich beschwerte mich bei dem Offizier, der mich vor einigen Tagen ausgefragt hatte, dass ich auf den Pass angewiesen sei. Der Offizier sagte mit erhobener Stimme, ich sollte zur Miliz gehen und ihn in Ruhe lassen. Das waren eigentlich die ersten böseren Worte, die ich von einem sowjetischen Offizier hörte. Zum dritten Mal ging ich daher zu der Passstelle schon vier Stunden vor dem Öffnen. Die Tür war auch dieses Mal geöffnet und im Zimmer warteten bereits etwa zehn Leute. Dieses Mal hatte ich Glück: Der Vorgesetzte der Passstelle stellte mir anstelle der Bescheinigung des Sammellagers einen Ausweis aus einem besseren Papier mit meinen persönlichen Daten aus. Es war der ersehnte Pass, ausgestellt für sechs Monate.

Noch bevor ich meine Heimatstadt wieder verließ, kam eine Aufforderung vom Kriegskommissariat. Ich ging hin. Ich und eine Gruppe von Gleichaltrigen wurden gemustert. Wir standen nackt vor der Gruppe der Offiziere und dem Arzt. Ich wurde als tauglich für den Militärdienst befunden. Bis zur Einberufung erhielt ich ein Papier mit Angaben aus dem Pass und mit irgendwelchen

Ergänzungen. Somit besaß ich die beiden wichtigsten Ausweise eines Mannes in der Sowjetunion: einen vorläufigen Ausweis und einen vorläufigen Musterrungsbescheid. Bevor wir das Kommissariat verließen kam ein Offizier zu unserer Gruppe und befahl einem jungen Leutnant, uns mitzunehmen und das Holz für seinen Ofen zu zersägen. Der Leutnant nahm uns mit, zeigte uns die etwa einen Meter langen Stämme und verteilte die Sägen. Wir sollten die Stämme zersägen und das ofengerechte Holz ordentlich aufschichten. Der Leutnant sprach sehr höflich und fast schüchtern mit uns, so als ob er fühlte, dass das Ganze nicht ordnungsgemäß sei. Dann ließ er uns allein. Einige Gemusterte fingen an, ihre Unzufriedenheit auszudrücken und sagten leise, dass der Leutnant kein Recht hätte, uns in einem privaten Hof arbeiten zu lassen. Sie schauten sich um und als sie sahen, dass wir unbewacht waren, ging einer nach dem anderen weg. Ich blieb allein. Irgendwie tat mir der junge Leutnant leid, denn er war offensichtlich noch nicht im besetzten Deutschland gewesen und wusste folglich nicht, wie die Sieger mit den Besiegten umgingen. Ich räumte den Holzstoß, so weit ich allein konnte, auf und verzog mich auch nach Hause.

Einige Tage später, nachdem es geschneit hatte, kam mein Hausherr und lud mich zur Mitarbeit ein. Wir sollten im Staatswald Tannen fällen, die Stämme in meterlange Holzstöbe zersägen und in ordentlichen Sters aufstellen. Die gefällten Tannen würden nach Russland transportiert werden. Wenn die Litauer schon nicht nach Russland zu Waldarbeit fahren wollten, dann sollten sie wenigstens ihre Wälder an Russland abgeben.

Anfang 1947 luden mich meine Verwandten in Vilnius ein, bei ihnen zu wohnen. Hier lernte ich zuerst Russisch schreiben und konnte anschließend meine Schulausbildung im Gymnasium wieder aufnehmen.

*übersetzt von Arthur Hermann*